

Sandra Harding

Feministische Wissenschaftstheorie

Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht

Aus dem Amerikanischen von Michael Haupt

Bibliothek der Wirtschafts-
u. Sozialwissenschaftlichen
Seminar- und Institute
Göttingen

Inv.-Nr. 307 5064

Seminar / Institut Signatur

A6

FN

2200

Har

Erkenntnistheorien vermacht sind; ich konzentriere mich dabei auf die Beziehung zwischen diesen Entwürfen und ähnlichen Projekten einer emanzipatorischen Wissenschaft, die von Menschen aus ehemaligen Kolonien entworfen wurden. Damit betrachte ich zugleich einige schwierige Fragen, die sich aus der Gegenüberstellung von feministischer postmoderner Kritik und dem Projekt einer »Nachfolgewissenschaft« ergeben.

Im achten und neunten Kapitel wird der Argumentationsgang unterbrochen; ich kehre hier zur Wissenschaftsgeschichte zurück, um die Ursachen für den Verfall gesellschaftlich fortschrittlicher Erkenntnis-suche etwas aufzuhehlen. (Diejenigen Leserinnen und Leser, denen nicht genehm ist, daß der Gang der Handlung durch die geisterhaften Erscheinungen der geschwätzigen Vorfahren der Protagonistin in seinem Fortschreiten behindert wird, können gleich zum zehnten Kapitel übergehen.) Kapitel 8 behandelt die Institution »Wissenschaft« als eine Person, die vom Kind zum Erwachsenen reift und zeigt die Lücken in den Standardgeschichten auf, die diese Erwachsene über ihre Kindheit erzählt. Das neunte Kapitel untersucht einen Ansatz in der jüngsten Sozialgeschichte der Wissenschaft, der diese Lücken füllen will. Die Untersuchung zeigt aber, daß auch in diesem Fall die Neigung besteht, das zu unterdrücken, was der Wiedergutmachung bedürfte, weil die Einbeziehung geschlechtsspezifischer Symbolisierungen und der tatsächlichen Geschlechterverhältnisse in der Geschichte systematisch vermieden wird.

Kapitel 10 nimmt den Handlungsstrang wieder auf, um über einige wesentliche Unsicherheiten und Spannungen in den von mir diskutierten und entwickelten feministischen Theorien nachzudenken. Es zeichnet Fragen seitens der Wissenschaftskritikerinnen, die nicht in der Hinsicht beantwortet werden können, in der sie gestellt worden sind. Zum Schluß zeige ich auf, in welcher Weise feministische Wissenschaftskritikerinnen eine Umkehrung jener These von der »Einheit der Wissenschaften« vorgenommen haben, die im Mittelpunkt der Diskussionen des Wiener Kreises stand. Für Feministinnen ist es nicht so sehr die wissenschaftliche, sondern die moralische und politische Diskussion, die als — wenngleich problematisches — Paradigma des rationalen Diskurses gedient hat.

Erstes Kapitel

Von der Frauenfrage in der Wissenschaft zur Frage nach der Wissenschaft im Feminismus

Feministische Forscherinnen haben sich mit der Problematik von Frauen, Männern und gesellschaftlich bestimmten Geschlechterverhältnissen auseinandergesetzt, indem sie den Begriffsrahmen der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen beibehielten, ihn über-schritten oder hartnäckig gegen den Strich büsteten. In allen von uns untersuchten Bereichen gelangten wir zu dem Ergebnis, daß die von uns für allgemein-menschlich gehaltenen Problemstellungen, Begriffe, Theorien, objektiven Methodologien und transzendentalen Wahrheiten in Wirklichkeit das Zeichen ihrer kollektiven und individuellen Entstehungsbedingungen tragen, und diese wiederum sind in bezug auf das soziale Geschlecht*, in bezug auf Klasse, Rasse und Kultur deutlich charakterisiert.¹ Die Auswirkungen dieser kulturellen Determination stehen uns mittlerweile deutlich vor Augen; sie zeigen sich in der Diskrepanz zwischen jenen Erkenntnismethoden und Weltinterpretationen, die die Schöpfer der modernen westlichen Kultur hervor-gebracht haben, und denen, die für den Rest von uns charakteristisch sind. Die in der westlichen Kultur gehegten und gepflegten Überzeu-gungen spiegeln — bisweilen deutlich, bisweilen verzerrt — nicht die Welt, wie sie ist oder wie wir sie gerne hätten, sondern reflektieren die gesellschaftlichen Projekte ihrer geschichtlich aufweisbaren Schöpfer-persönlichkeiten.

Die Naturwissenschaften sind für die feministische Forschung ein vergleichsweise neues Gebiet. Die Kritik erzeugt hier große Erwartungen — oder Befürchtungen —, doch bleibt sie sehr viel fragmentarischer und begrifflich ungenauer als feministische Analysen in anderen Wissenschaftsbereichen.

* Sandra Harding unterscheidet, wie der angloamerikanische Feminismus überhaupt, sehr scharf zwischen *sex* und *gender*. Diese Unterscheidung wird in der Übersetzung mit »soziales Geschlecht« für *gender*, bzw. »biologisches Geschlecht« für *sex* wieder-gegeben. Wo im Text die Bedeutungsebene nicht ganz klar erscheint, wird das ent-sprechende englische Wort in Klammern hinzugefügt. Aus *gender* abgeleitete Be-griffsbildungen wie *gendered*, *genderized*, *genderization* wurden mit »vergeschlecht-licht« bzw. »Vergeschlechterverhältnisse«, »Geschlechtersymbolismus«-menseetzungen (wie etwa »Geschlechterverhältnisse«, »Geschlechtersymbolismus«-auftaucht, ist in den allermeisten Fällen das *soziale Geschlecht* gemeint. Der Aus-druck *sex/gender-system* läßt sich nicht adäquat übersetzen und wurde beibehalten. — Ich danke Barbara Keteihut für Verbesserungsvorschläge und Hinweise zur Termino-logie, und Eva Stähler, die das Manuskript für den Satz vorbereitet hat. (A.d.Ü.)

Diese Erwartungen und Befürchtungen beruhen auf der Erkenntnis, daß unsere Kultur durch und durch wissenschaftlich geprägt ist, daß die wissenschaftliche Rationalität nicht nur die Denk- und Handlungsweisen unserer öffentlichen Institutionen, sondern auch unser gedankliches Umgehen mit den intimsten Einzelheiten unseres Privatlebens durchdrungen hat. Vielgelesene Handbücher und Zeitschriftenartikel über Kindererziehung und Sexualverhalten beziehen ihre Autorität und Popularität aus der Berufungsinstanz Wissenschaft. Zudem hat sich während des letzten Jahrhunderts die Art und Weise der gesellschaftlichen Verwendung von Wissenschaft verschoben: war sie früher nur ein gelegentliches Hilfsmittel, so ist sie jetzt zum Motor wirtschaftlicher, politischer und gesellschaftlicher Akkumulation und Kontrolle geworden. Und nun erkennen wir, daß die Hoffnung, durch »Naturbeherrschung« zum Fortschritt der Menschheitsgattung beizutragen, sich in das Bemühen verkehrt hat, einen durch Ungleichheit geprägten Zugang zu den Naturressourcen zu gewinnen, um gesellschaftliche Herrschaft ausüben zu können. Vielleicht war der Wissenschaftler einmal ein exzentrisches Genie am Rande der Gesellschaft, der sein privates Vermögen (und oftmals seine Freizeit) jener rein intellektuellen Beschäftigung opferte, die gerade sein Interesse erregte — heute ist er es mit Sicherheit nicht mehr. Es kommt äußerst selten vor, daß seine Forschungen keinen vorhersehbaren gesellschaftlichen Nutzen haben. Statt dessen ist er (oder seit kürzerer Zeit auch sie) Teil einer umfassenden Arbeitsmaschinerie und wird von der Grundschule an auf die Tätigkeit in universitären, industriellen und regierungseigenen Laboratorien vorbereitet, von denen man erwartet, daß 99 (und mehr) Prozent ihrer Forschung unmittelbar in gesellschaftlichen Projekten Anwendung finden können. Diese industrialisierten Reiche dienen — absichtlich oder unabsichtlich — der materiellen Akkumulation und der gesellschaftlichen Kontrolle, und wenn nicht nachgewiesen werden kann, daß sie durch die Verwendung objektiver, leidenschaftsloser, unparteiischer und rationaler Erkenntnismethoden den fundamentalen Interessen des sozialen Fortschritts Genüge tun, dann fehlt ihnen in unserer Kultur jegliche Legitimationsgrundlage. Weder Gott noch die Tradition genießen ein solches Maß von Glaubwürdigkeit wie die wissenschaftliche Rationalität in der modernen Kultur.

Natürlich hat es vor den Feministinnen schon andere gegeben, die die moderne Wissenschaft auf solche Art und Weise untersuchten. Aus den Kämpfen gegen Rassismus, Imperialismus und Kapitalismus, aus den homosexuellen Emanzipationsbewegungen und der Gegenkultur

der sechziger Jahre, und aus den gegenwärtigen Ökologie- und Friedensbewegungen sind zielgerichtete Analysen der Verwendung und des Mißbrauchs wissenschaftlicher Forschung hervorgegangen. Doch scheint die feministische Kritik einen besonders empfindlichen Nerv zu treffen. Zum einen verkörpert sie in ihren gelungensten Versionen die zentralen Einsichten jener anderen Bewegungen, während sie sich zugleich gegen den geringen Stellenwert richtet, der spezifisch feministischen Gesichtspunkten in solchen gesellschaftlichen Reformplänen zugewiesen wird. Zum anderen hinterfragt sie die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und berührt damit einen Aspekt der Organisation gesellschaftlicher Verhältnisse, der durch unsere Vorstellung davon, was als »natürlich« und was als gesellschaftlich zu gelten habe, verdrängt worden ist. Was vielleicht am meisten beunruhigt, ist, daß sie unser Gefühl persönlicher Identität auf einer ganz und gar prä-rationalen Ebene, im Kern selbst, in Frage stellt. Die für die meisten Männer und Frauen zutiefst befriedigenden Bestandteile der je eigenen Identität — die vergeschlechtlichten Aspekte unserer Persönlichkeit und die expressive Ausgestaltung des Geschlechts in den gesellschaftlichen Praxisformen — werden nun in ihrer vermeintlichen Attraktivität zur Disposition gestellt.

Schließlich ist die Geschlechterdifferenz als Symbolsystem der älteste, universellste und mächtigste Ursprung vieler mit moralischen Werten behafteter Begriffsbestimmungen von Dingen, die uns in der Welt umgeben. Auf diese Weise wird Wirbelstürmen und Schiffen ebenso ein Geschlecht zugewiesen wie Bergen und Nationen. Soweit wir in die Geschichte zurückblicken können, haben wir unsere gesellschaftliche und natürliche Umwelt durch geschlechtsspezifische Bedeutungen strukturiert, aus denen sich historisch je besondere Institutionen und Bedeutungen als Organisationsformen von Rasse, Klasse und Kultur herausbildeten. Wenn wir das soziale Geschlecht als eine analytische Kategorie definieren, in der die Menschen gesellschaftlich denken und handeln, und es nicht als natürliche Konsequenz der biologischen Geschlechterdifferenz oder lediglich als gesellschaftliche Variable auffassen, die den Individuen gemäß der Kultur, in der sie leben, zugerechnet wird, dann erst beginnen wir damit, den Geschlechtsbegriff *theoretisch* zu erfassen — und dann können wir allmählich das Ausmaß begreifen, in dem seine Bedeutungen unsere Weltanschauungen, unsere Institutionen und selbst solche scheinbar geschlechtsneutralen Phänomene wie unsere Architektur und Stadtplanung durchdrungen haben. Wenn die feministische Auseinandersetzung mit der Wissenschaft in angemessener Weise theoretisch aufgearbeitet worden

ist, werden wir deutlicher begreifen, in welcher Hinsicht wissenschaftliches Handeln vergeschlechtlicht ist und in welcher nicht.

Nun kann sicherlich nicht bezweifelt werden, daß Rassismus, Klassenhierarchie und kultureller Imperialismus die Lebensbedingungen der Individuen oft sehr viel stärker einschränken als der Sexismus dies tut. Wir können uns das ohne Schwierigkeiten verdeutlichen, wenn wir die Lebensbedingungen von Frauen gleicher ethnischer Abkunft, aber unterschiedlicher Klassenzugehörigkeit (oder umgekehrt) miteinander vergleichen, wobei der Bezugspunkt die heutigen Vereinigten Staaten oder eine andere geschichtliche Koordinate sein kann. Von daher ist verständlich, warum Angehörige der Arbeiterklasse ebenso wie Opfer des Rassismus und Imperialismus feministischen Projekten oftmals keine Priorität auf der jeweiligen politischen Tagesordnung einräumen. Darüber hinaus erscheint das Geschlecht immer nur in kultur-spezifischen Ausdrucksformen. Wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, wird das vergeschlechtlichte gesellschaftliche Leben durch drei Prozesse unterschiedlicher Prägung hervorgebracht: es ist erstens das Ergebnis der Zuschreibung dualistischer Geschlechtsmetaphern zu verschiedenen wahrgenommenen Dichotomien, die kaum etwas mit sexueller Differenz zu tun haben; es resultiert zweitens daraus, daß in der Organisation gesellschaftlichen Handelns auf diese Dualismen Bezug genommen wird, ist eine Folge der Verteilung gesellschaftlich notwendiger Handlungsprozesse auf verschiedene Menschengruppen; es ist drittens eine Form gesellschaftlich konstruierter individueller Identität, die mit der »Wirklichkeit« oder der Wahrnehmung sexueller Differenzen nur sehr lose zusammenhängt. Ich bezeichne diese drei Aspekte als den *Symbolismus* (oder, unter Verwendung eines anthropologischen Ausdrucks, »Totemismus«) *des sozialen Geschlechts*, als die *Struktur des sozialen Geschlechts* (oder geschlechtsspezifische Arbeitsteilung) und als *individuelle Geschlechtsidentität*. Die Referenzobjekte für diese drei Bedeutungsebenen des Männlichen und Weiblichen sind kulturspezifisch verschiedene, doch die Ebenen selbst sind in jeder Kultur wechselweise aufeinander bezogen. Vermutlich können, wenn überhaupt, nur einige der symbolischen, institutionellen, individuellen oder verhaltensbezogenen Ausdrucksformen des Weiblichen und Männlichen in allen geschichtlichen Kulturen oder Epochen beobachtet werden.

Doch ist die Tatsache, daß es zwischen Frauen wie zwischen Männern Unterschiede hinsichtlich Klasse, Rasse und Kultur gibt, kein Grund für die von manchen gehegte Annahme, die Geschlechterdifferenz sei entweder theoretisch unwichtig oder politisch bedeutungslos.

Vielmehr ist sie in nahezu jeder Kultur ein Dreh- und Angelpunkt der persönlichen Identitätsbildung, der Organisation gesellschaftlicher Verhältnisse und der Symbolisierung bedeutungsträchtiger Ereignisse und Vorgänge in Natur und Gesellschaft. Und in nahezu jeder Kultur werden die dem »männlichen« Prinzip zugewiesenen Bedeutungen zu Ungunsten des »weiblichen« Prinzips höher gewertet. Darüber hinaus darf nicht übersehen werden, daß in den durch Geschlecht wie auch Rasse strukturierten Kulturen das Geschlecht immer eine durch Rasse bestimmte Kategorie bildet (und *vice versa*). Das heißt, sexistische Formen der Politik äußern sich für Menschen gleichen Geschlechts und unterschiedlicher Rasse auf unterschiedliche Weise, während eine rassistische Politik sich für Frauen und Männer der gleichen Rasse unterschiedlich äußert. Ein Vorschlag ging dahin, diese Politikformen als rassistischen Sexismus beziehungsweise sexistischen Rassismus zu bezeichnen.²

Und schließlich werden wir später die wichtige Rolle untersuchen, welche die offene Anerkennung der Geschlechterdifferenz in ethnischen Gruppen und die Anerkennung ethnischer und kultureller Differenzen in Geschlechtergruppen für emanzipatorische Erkenntnistheorien und Politikformen spielt. Der Begriff der Differenz kann ein unsicheres und gefährliches Gelände für Forschungsprojekte und Politikformen sein, doch jeder Kampf um Emanzipation muß, wenn er Erfolg haben will, die Handlungspläne anderer Kämpfe als integrale Bestandteile der eigenen Orientierung anerkennen. (Schließlich sind farbige Menschen mindestens zweierlei Geschlechts, und Frauen haben viele Hautfarben.) In allen diesen Kämpfen könnten auf Solidarität gegründete Erkenntnistheorien und Politikformen jene anderen ersetzen, die problematisch sind, weil sie sich auf substantialisierte Identitäten beziehen, deren Echtheit vielleicht in Frage gestellt werden kann.

Aus all diesen Gründen scheint eine feministische Kritik, die behauptet, daß auch die Wissenschaft vergeschlechtlicht ist, für die Gesellschaftsordnung zutiefst bedrohlich zu sein. Das gilt selbst für solche Gesellschaften wie die US-amerikanische, in der unser aller Leben durch Rassismus, Klassenherrschaft und Imperialismus bestimmt wird. Offensichtlich stützen und unterstützen die verschiedenen Herrschaftsformen sich gegenseitig auf vielfältige Art und Weise. Wir finden es schon schwierig, uns das Alltagsleben in einer Welt vorzustellen, die nicht mehr von Rassismus und Klassenherrschaft dominiert wird. Fast unmöglich aber scheint es, auch nur ansatzweise das Bild einer Welt zu entwerfen, in der unser Denken, Fühlen und Handeln nicht mehr durch die Geschlechterdifferenz eingeeignet und mithin

das »Männliche« nicht mehr mit Werthaftigkeit und Autorität gleichgesetzt wird. Und die Alltagswelt, in der wir leben, ist dermaßen von wissenschaftlicher Rationalität und vom Geschlecht durchdrungen, daß schon die Idee einer feministischen Kritik wissenschaftlicher Rationalität für nichtfeministische Menschen und vielleicht auch für einige Feministinnen eher an Blasphemie als an normale Gesellschaftskritik grenzt.

In anderen Forschungsbereichen haben Feministinnen damit begonnen, den Begriffsrahmen der jeweiligen Fächer auf klare und zusammenhängende Weise in Frage zu stellen. Indem sie die Perspektive der Frauen hinsichtlich der symbolischen, strukturellen und individuellen Bedeutungen des sozialen Geschlechts in das Zentrum ihres Denkens rückten, konnten sie die Ziele anthropologischer, historischer, literaturwissenschaftlicher (und anderer) Forschungsprogramme neu definieren.³ Sie haben damit begonnen, die eigentlichen Themenbereiche der von diesen Fächern zur Verfügung gestellten Erkenntnisse theoretisch neu zu fassen. Doch glaube ich, daß die eigentlichen Themenbereiche und Ziele einer feministischen Wissenschaftskritik sich bisher dem festen Griff der klaren begrifflichen Formulierung, die für andere Forschungsprogramme bereits kennzeichnend ist, entzogen haben. Die Stimme der feministischen Wissenschaftskritik ertönt in fünf verschiedenen Projekten, von denen jedes sein eigenes Publikum, seinen eigenen Themenbereich, seine eigenen Vorstellungen über Wissenschaft und Geschlecht und seine eigenen Heilmittel gegen den Androzentrismus besitzt. In mancher Hinsicht stehen die Annahmen, von denen diese Analysen sich leiten lassen, in direktem Gegensatz zueinander. Es ist durchaus unklar, wie ihre Autorinnen sich die theoretischen Verbindungen zwischen ihnen vorstellen, und von daher bleibt auch ungewiß, wie eine umfassende Strategie aussehen könnte, die die Wissenschaft vom Androzentrismus befreit. Das muß vor allem deshalb Besorgnis erregen, weil die Klarheit über eine so grundlegende Komponente unserer Kultur einen machtvollen Einfluß auf andere feministische Kämpfe ausüben könnte.

Vielleicht waren wir zu sehr damit beschäftigt, die Sünden der gegenwärtigen Wissenschaft mit den Mitteln anzuprangern, derer sich unsere Kultur für die Rechtfertigung dieser Sünden bedient, als daß wir der Suche nach einer wahrhaft emanzipatorischen Erkenntnis die gebührende Aufmerksamkeit hätten schenken können. Noch fehlt uns der Raum, um einen Schritt zurückzutreten und das vollendete Bild einer möglichen Wissenschaft der Zukunft vor unseren Augen aufscheinen zu lassen. In unserer Kultur mag das Nachdenken über ein

angemessenes Modell von Rationalität als Luxus erscheinen, den nur wenige sich leisten können, doch ist es ein Projekt von immenser Tragweite, denn es könnte eine Politik der Erkenntnisuche hervorbringen, die uns die notwendigen Bedingungen aufzeigt, unter denen die gesellschaftliche Kontrolle von den Besitzenden auf die Besitzlosen übergehen kann.

Welcher Art wäre wohl unser Verständnis von Wissenschaft, wenn wir mit anderen Kategorien als denen, die uns jetzt an die Hand gegeben sind, beginnen könnten? Wenn wir nicht gezwungen wären, Mißbräulichkeiten, Fehler und Unklarheiten der Wissenschaft ins Auge zu fassen, sondern die Möglichkeiten der Biologin in Marge Piercys Roman *Die Frau am Abgrund der Zeit* besäßen, die ihr (oder der sein) biologisches Geschlecht willentlich verändern kann und in einer Kultur lebt, in der das soziale Geschlecht nicht institutionalisiert (und das heißt: nicht existent) ist? Oder wenn wir in einer Welt lebten, in der solche Kategorien wie »Maschine«, »Tier« keine Unterscheidungskriterien mehr darstellen oder kulturell belanglos geworden sind, wie es Anne McCaffrey in *The Ship Who Sang* darstellt?⁴ Vielleicht sollten wir uns an die Dichterinnen und Romanautorinnen wenden, um einen besseren intuitiven Zugriff auf die von uns benötigte Theorie zu bekommen. Wohl stehen sie oft an der Spitze der Kämpfe um eine gerechte und fürsorgende Kultur, doch sind sie weniger als wir darauf festgelegt, die Befestigungen, mit denen eine Kultur ihre Existenz verteidigt, Stein für Stein abtragen zu müssen.

Fünf Forschungsprogramme

Wenn wir die Aufmerksamkeit auf das Fehlen einer entwickelten feministischen Theorie für die Kritik an den Naturwissenschaften lenken, so wollen wir damit keineswegs die Beiträge übersehen, die dieser ebenso junge wie kräftig aufgeblühte Forschungszweig hervorgebracht hat. In sehr kurzer Zeit ist uns das Ausmaß, in dem auch die Wissenschaft der Geschlechtersemantik unterliegt, deutlicher vor Augen getreten. Allmählich begreifen wir die ökonomischen, politischen und psychologischen Mechanismen, die den Sexismus in der Wissenschaft am Leben erhalten, und die es zu beseitigen gilt, wenn Wesen, Wert und Nutzen der Erkenntnisuche allen Menschen dienlich sein sollen. Alle diese Forschungslinien eröffnen faszinierende Ausblicke begrifflicher und politischer Art, und zwar nicht nur hinsichtlich dessen, wie wissenschaftliche Praxis betrieben und legitimiert wird, sondern auch

für ihre jeweiligen Verfahrensweisen selbst. In den nächsten Kapiteln werde ich diese Forschungsprogramme im einzelnen erörtern; an dieser Stelle betone ich die von ihnen aufgeworfenen Probleme in erster Linie, um zu zeigen, wie wenig der ganze Bereich theoretisch entwickelt ist.

Zunächst: Studien zur Gleichberechtigung haben anhand historischer Dokumente gezeigt, wie massiv Frauen gegenüber vergleichbar qualifizierten Männern benachteiligt worden sind; Zeugnisse, qualifizierende Abschlüsse, Ausbildungs- und Berufsmöglichkeiten wurden ihnen verweigert.⁵ Ebenso haben diese Untersuchungen auf die psychologischen und gesellschaftlichen Mechanismen hingewiesen, mittels derer die Diskriminierung auch nach der Beseitigung der formalen Hindernisse informell aufrechterhalten wird. Motivationsstudien haben gezeigt, warum Jungen und Männer in Wissenschaft, Technik und Mathematik zu einem stärkeren Engagement neigen als Mädchen und Frauen.⁶ Doch sollten Frauen in der Wissenschaft »genau wie Männer« werden wollen, wie diese Studien vielfach unterstellen? Das heißt, sollte der Feminismus nicht über die bloße Gleichberechtigung mit Männern hinauszielen? Und welchen Männern sollten Frauen in der Wissenschaft gleichgestellt sein — unterbezahlten und ausgebeuteten Laborarbeitern ebenso wie Nobelpreisträgern? Mehr noch: sollten Frauen zu wissenschaftlichen Projekten beitragen wollen, die sexistisch, rassistisch und klassenhierarchisch orientiert sind? Sollten sie auf dem Gebiet militärischer Forschung arbeiten? Und weiter: worin resultierte die Naivität der Frauen, was die Stärke und das Ausmaß des männlichen Widerstandes anbelangt — das heißt, hätten Frauen um den Zugang zur Wissenschaft gekämpft, wenn ihnen von vornherein bewußt gewesen wäre, welche geringe Tragweite die Beseitigung der formalen Hindernisse für die Gleichstellung der Frau haben würde?⁷ Schließlich: wirkt sich die zunehmende Präsenz von Frauen in der Wissenschaft überhaupt in irgendeiner Weise auf wissenschaftliche Fragestellungen und Forschungsergebnisse aus?

Zweitens: Studien über den Ge- und Mißbrauch der Biologie, der Sozialwissenschaften und ihrer Technologien haben enthüllt, auf welche Weise die Wissenschaft in den Dienst rassistischer, sexistischer, klassenhierarchischer und antihomosexueller Projekte gestellt werden kann. Eine repressive Bevölkerungspolitik, die Regelung der Hausarbeit aller Frauen durch den Weißen Mann, die Stigmatisierung, Diskriminierung und medizinische »Behandlung« von Homosexuellen, die geschlechtliche Diskriminierung am Arbeitsplatz — all dies ist auf der Grundlage sexistischer Forschung gerechtfertigt worden und wird

durch Technologien aufrechterhalten, die sich aus dieser Forschung entwickelt haben. Mit ihrer Hilfe wird den Frauen die Bestimmung über ihr eigenes Leben entzogen und geht auf Männer über, die der herrschenden Schicht angehören.⁸ Ungeachtet der Bedeutung dieser Studien gehen die Kritikerinnen des Sexismus in der Wissenschaft von zwei problematischen Annahmen aus. Die eine besagt, daß es eine wertfreie, rein wissenschaftliche Forschung gibt, die von der sozialen Anwendung der Wissenschaft unterschieden werden kann; die zweite besagt, daß angemessene Verfahrensweisen von unangemessenen abgesetzt werden können. Sind derlei Unterscheidungen wirklich möglich? Gibt es einen wertneutralen Kern, der aus der Anwendung der Wissenschaften und ihren Technologien herausgeschält werden kann? Und was unterscheidet eine angemessene von einer unangemessenen Verfahrensweise? Mehr noch: jeder Mißbrauch war nicht nur rassistisch und klassenhierarchisch, sondern auch ein Beitrag zur Unterdrückung der Frauen. Dies verdeutlicht die Tatsache, daß selbst in der US-amerikanischen Gesellschaft zu jedem Zeitpunkt ihrer Geschichte für Frauen verschiedener Klassen und Rassen verschiedene Formen der Bevölkerungspolitik, der Hausarbeit und der Diskriminierung am (und durch den) Arbeitsplatz in Anspruch gebracht worden sind. (Man denke zum Beispiel an gegenwärtige Versuche, für einige gesellschaftliche Gruppen die Möglichkeit der Abtreibung und der Information über Verhütungsmittel zu beschränken, während anderen Gruppen zugleich die Sterilisation aufgezwungen wird. Gleichermaßen werden, unter tätiger Beihilfe der Wissenschaft, sentimentale Vorstellungen von Mutterschaft und Kleinfamilie zu neuem Leben erweckt, während man bestimmten Gruppen die Sozialhilfe für Mütter und alternative Familienformen entzieht.) Muß es nicht das zentrale Anliegen des Feminismus sein, für die Beseitigung von Rassismus und Klassengesellschaft, von Lesben- und Schwulendiskriminierung und Imperialismus zu kämpfen, damit die sexistischen Verfahrensweisen von Wissenschaft ein Ende finden können?

Drittens. Die Kritik der Biologie und der Sozialwissenschaften hat nicht nur die tatsächliche, sondern auch die mögliche Existenz reiner Wissenschaft überhaupt auf zweierlei Weise in Frage gestellt.⁹ Auswahl und Definition von Problemfeldern — das heißt die Entscheidung darüber, welche Erscheinungen in der Welt der Erklärung bedürfen, und die Definition dessen, was problematisch an ihnen ist — sind zweifellos auf die männliche Wahrnehmung zugeschnitten und damit verzerrt worden. Sicherlich ist es »wissenschaftlich unseriös«, anzunehmen, daß die von Männern ausgewählte Problematik Allgemein-

gültigkeit besitzt, während zugleich viele Phänomene, die Frauen für erklärungsbedürftig halten, unter den Tisch fallen. Entsprechendes gilt für die Unterstellung einer geschlechtsneutralen, d.h. von den Wünschen und Bedürfnissen der Männer unbelasteten Problemauswahl. Doch ist dies lediglich (oder überhaupt) ein Beispiel für unseriöse Wissenschaft? Sind es nicht immer die herrschenden Gruppen, die der Auswahl und Definition von Problemen ihren Stempel aufdrücken? Diese Fragen werfen ein Schlaglicht auf die grundsätzliche Wertabhängigkeit von Erkenntnisprozessen, die es unmöglich macht, zwischen unseriöser und normaler Wissenschaft zu unterscheiden. Darüber hinaus sind Forschungsvorhaben und -interpretationen wieder und wieder auf männlich-verzerrende Art und Weise durchgeführt worden. Wenn aber Probleme notwendigerweise von Werten abhängen und Theorien der Erklärung von Problemen dienen, wenn Methoden immer von Theorien abhängen und Beobachtungen von Methoden, kann es dann überhaupt wertfreie Forschungsvorhaben und -interpretationen geben? Dies führt uns zu der Frage, ob nicht wertabhängige Forschung bisweilen sogar ein Höchstmaß von Objektivität erlangen könnte. Sind zum Beispiel eindeutig antisexistische Forschungsvorhaben objektiver als eindeutig sexistische oder, wichtiger noch, als solche, die das Geschlechterproblem überhaupt nicht beachten? Und sind antisexistische Untersuchungen, die zugleich bewußt antirassistisch sind, objektiver als solche, die es nicht sind? Es gibt Präzedenzfälle in der Wissenschaftsgeschichte, welche die Unterscheidung zwischen objektivitätssteigernden und objektivitätsmindernden gesellschaftlichen Werten eher nahelegen als die Unterscheidung zwischen wertfreier und wertabhängiger Forschung. Wiederum ein anderes Problem ergibt sich, wenn man nach den Implikationen fragt, die sich aus der Kritik an Biologie und Sozialwissenschaft für solche Gebiete wie Physik oder Chemie ergeben, deren Themenbereiche angeblich mit der physischen Natur und nicht mit gesellschaftlichen Entitäten befaßt sind. (»Angeblick« deshalb, weil wir, wie sich noch zeigen wird, hinsichtlich der Möglichkeit, zwischen dem Physischen und dem Nicht-Physischen klar und deutlich zu unterscheiden, skeptisch sein müssen.) Und was für Schlußfolgerungen allgemeinerer Art lassen sich aus diesen Anmerkungen zum Objektivitätsproblem für unsere Auffassung der wissenschaftlichen Weltanschauung ableiten?

Viertens. Die aufeinander bezogenen Methoden der Literaturkritik, der historischen Interpretation und der Psychoanalyse führten dazu, »Wissenschaft als einen Text zu lesen«, um die gesellschaftlichen Konnotationen — die verborgenen symbolischen und strukturellen

Bedeutungen des sozialen Geschlechts — angeblich wertfreier Behauptungen und Praxisformen zu entlarven.¹⁰ Für diese Textkritik entspringen die Metaphern einer Politik des sozialen Geschlechts in den Schriften der Väter der modernen Wissenschaft wie auch in den Ansprüchen, die heute von den Verteidigern einer wissenschaftlichen Weltanschauung erhoben werden, nicht mehr der individuellen Neigung, noch sind sie für die Bedeutung, welche die Verfechter der Wissenschaft dieser beimessen, ohne Belang. Des weiteren ändert sich auch die Beurteilung einer Reihe starrer Dichotomien, die in Wissenschaft und Erkenntnistheorie für lange Zeit Gültigkeit besessen haben. Ihre definitorische Fortschreibung reflektiert offensichtlich nicht mehr den fortschrittlichen Charakter wissenschaftlicher Untersuchungen, sondern bezeichnet die unauflösbare Verbindung mit spezifisch männlichen — und vielleicht ausschließlich westlich-bürgerlichen — Bedürfnissen und Erfordernissen. Objektivität vs. Subjektivität, der Wissenschaftler als erkennendes Subjekt vs. die Objekte seiner Untersuchung, Vernunft vs. Emotion, Geist vs. Körper — in jedem Fall wurde das erstere mit Männlichkeit, das letztere mit Weiblichkeit assoziiert. Und in jedem Fall wurde behauptet, der menschliche Fortschritt sei nur dadurch zu erreichen, daß das erstere die Herrschaft über das letztere erlange.¹¹

Diese textorientierte Kritik ist sehr wertvoll gewesen, doch wirft sie auch viele Fragen auf. Welche Relevanz besitzen die Schriften der Väter der modernen Wissenschaft für die zeitgenössische wissenschaftliche Praxis? Welche Theorie könnte die Begründung dafür liefern, diese Metaphern als grundlegende Bestandteile wissenschaftlicher Erklärungen anzusehen? Wie können geschlechtsbezogene Metaphern auch dann noch Inhalt und kognitive Form wissenschaftlicher Theorien und Praxen beeinflussen, wenn sie gar keinen direkten Ausdruck mehr finden? Und können wir uns vorstellen, wie eine wissenschaftliche Form der Erkenntnis aussehen würde, die auf die Unterscheidung zwischen Objektivität und Subjektivität, zwischen Vernunft und Gefühl verzichtete?

Fünftens. Auf welche Weise gründen Anschauungen und Überzeugungen in gesellschaftlichen Erfahrungen? Und welche Art von Erfahrung sollte jene Anschauungen begründen, die wir als Erkenntnis auszeichnen? Darauf antwortet eine Reihe von erkenntnistheoretischen Untersuchungen, die für ein neues Verständnis solcher Probleme das Fundament gelegt haben.¹² Diese feministischen Erkenntnistheorien stellen eine Beziehung zwischen Erkennen und Sein, zwischen Erkenntnistheorie und Metaphysik her, welche eine Alternative zu den

herrschenden, die Erkenntnis- und Seinsweisen der Wissenschaft rechtfertigenden Erkenntnistheorien darstellt. Aus den Widersprüchen zwischen diesen erkenntnistheoretischen Ansätzen erwachsen die hauptsächlichsten Themen meiner Untersuchung.

Feministische Erkenntnistheorien: Ein Leitfaden

Das erkenntnistheoretische Problem besteht für den Feminismus darin, eine offensichtlich paradoxe Situation zu erklären. Der Feminismus ist eine politische Bewegung, die gesellschaftliche Veränderungen herbeiführen will. Zugleich aber scheinen viele eindeutig durch feministische Gesichtspunkte bestimmte Behauptungen, die auf dem Gebiet der Sozialwissenschaften, der Biologie, und der Sozialtheorie der Naturwissenschaften von Forscherinnen und Theoretikerinnen aufgestellt werden, plausibler (d.h. empirisch besser bestätigbar) zu sein als die Anschauungen, die sie ersetzen würden. Wie kann eine dergestalt politisierte Forschung die Objektivität wissenschaftlicher Untersuchungen vergrößern? Wie können diese feministischen Behauptungen begründet oder gerechtfertigt werden?

Auf dieses offensichtlich paradoxe hat der Feminismus in der Hauptsache mit drei Lösungsversuchen geantwortet. Zwei davon sind relativ gut ausgearbeitete Theorien, der dritte ist eher programmatischer Natur. Ich bezeichne diese drei Antworten als *feministischen Empirismus*, als *feministische Standpunkttheorie* und als *feministischen Postmodernismus*.

Der *feministische Empirismus* geht davon aus, daß Sexismus und Androzentrismus gesellschaftlich bedingte Verzerrungen sind, die durch striktere Anwendung der bereits existierenden methodologischen Normen wissenschaftlicher Untersuchung korrigiert werden können. Soziale Bewegungen »ermöglichen es den Menschen, die Welt aus einer umfassenderen Perspektive zu betrachten, weil sie die Verdunkelungsmechanismen beseitigen, denen Erkenntnis und Beobachtung unterliegen.«¹³ Die Frauenbewegung bringt nicht nur die Bedingungen für eine solche umfassendere Perspektive, sondern auch eine größere Anzahl weiblicher Wissenschaftler hervor, denen androzentrische Verzerrungen eher auffallen als Männern.

Diese Lösung des erkenntnistheoretischen Paradoxons ist aus vielerlei Gründen sehr anziehend, und nicht zuletzt auch deshalb, weil sie die bestehenden methodologischen Normen der Wissenschaft nicht anzutasten scheint. Eine solche Argumentation erleichtert die Akzeptanz

feministischer Behauptungen, weil sie nur die unseriöse, nicht aber die normale Wissenschaft als das eigentliche Problem ansieht.

Der beträchtliche strategische Vorteil dieses Ansatzes läßt seine Fürsprecherinnen jedoch oftmals übersehen, daß die empiristische Lösung den Empirismus in Wirklichkeit untergräbt. Die gesellschaftliche Identität des Wissenschaftlers sei, so wird angenommen, für die Qualität der Forschungsergebnisse ohne Belang, denn die wissenschaftliche Methode könne alle Verzerrungen beseitigen, die sich aus der Tatsache ergeben, daß der je individuelle Forscher schwarz oder weiß, Chinese oder Franzose, männlich oder weiblich ist. Doch der feministische Empirismus argumentiert, daß Frauen (oder Feministinnen, seien sie nun männlich oder weiblich) als Gruppe eher zu unverzerrten und objektiven Ergebnissen gelangen können, während dies Männern (oder Nichtfeministinnen) als Gruppe in sehr viel geringerem Maße möglich ist.

Ferner kann die empiristische Behauptung, die wissenschaftliche Methode reiche aus, um den geschichtlichen Fortschritt in der Objektivität des von der Wissenschaft vermittelten Weltbildes zu begründen, unter Verweis auf die Geschichte selbst relativiert werden. Es waren in erster Linie die sozialen Bewegungen, die die Objektivität der Wissenschaft befördert haben, und nicht die de facto angewendeten oder von Philosophen rational rekonstruierten wissenschaftlichen Normen. Man denke zum Beispiel an die Auswirkungen der bürgerlichen Revolution des fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhunderts, die die moderne Wissenschaft selbst hervorgebracht haben, oder man betrachte die Auswirkungen der proletarischen Revolution des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts. Ähnliches gilt für den Befreiungskampf gegen den Kolonialismus in diesem Jahrhundert, der die Auffassung von wissenschaftlicher Objektivität entscheidend beeinflusst hat.

Wir werden auch sehen, daß ein hauptsächlichlicher Ursprung androzentrischer Verzerrungen in der Auswahl der zu untersuchenden Phänomene und in der Definition dessen, was an ihnen problematisch ist, liegt. Doch der Empirismus hält daran fest, daß seine methodologischen Normen sich nur auf den »Begründungszusammenhang«, d.h. auf das Überprüfen von Hypothesen und die Interpretation des Beweismaterials beziehen sollen, nicht aber auf den »Entdeckungszusammenhang«, innerhalb dessen die Probleme bezeichnet und definiert werden. Auf diese Weise scheint eine kräftig sprudelnde Quelle gesellschaftlich bedingter Verzerrungen der methodologischen Kontrolle der Wissenschaft einfach zu entrinnen. Und schließlich läßt sich der

Eindruck nicht vermeiden, daß die Befolgung methodologischer Normen oft genug androzentrische Ergebnisse zeitigt.

Auf diese Weise lenken feministische Reformversuche dessen, was als unseriöse Wissenschaft betrachtet wird, unsere Aufmerksamkeit auf tiefzitzende logische Inkohärenzen und auf das Paradoxon der (von uns so genannten) empirischen Unzulänglichkeit empiristischer Erkenntnistheorien.

Das *feministische Standpunkt-Denken* hat seinen Ursprung in Hegels Dialektik von Herr und Knecht und in der Weiterverarbeitung dieser Thematik durch Marx, Engels und Lukács. Kurzgefaßt geht die Argumentation dahin, daß die gesellschaftliche Vorherrschaft der Männer partielle und pervertierte Auffassungen und Vorstellungen zur Folge hat, während die Frauen aufgrund ihrer untergeordneten Position vollständigere und weniger pervertierte Vorstellungen zu entwickeln vermögen. Feminismus und Frauenbewegung stellen die theoretischen und motivationalen Grundlagen für wissenschaftliche Untersuchungen und politische Auseinandersetzungen zur Verfügung, aufgrund derer die Sichtweise der Frauen zu einem »Standpunkt« werden kann, d.h. zu einer moralisch und wissenschaftlich akzeptableren Grundlage für die feministischen Interpretationen und Erklärungen natürlicher und gesellschaftlicher Phänomene. Die feministische Kritik der Sozial- und Naturwissenschaften, werde sie nun von Männern oder Frauen vorgetragen, gründet in den aus feministischer Sichtweise begriffenen universellen Charakterzügen weiblicher Erfahrung.¹⁴

Dieser Versuch, das erkenntnistheoretische Paradox aufzulösen, vermeidet die Probleme des feministischen Empirismus, erzeugt aber Spannungen eigener Art. Zunächst werden Empiristinnen sich höchst ungern der Überzeugung hingeben, die gesellschaftliche Identität des Beobachters oder der Beobachterin könne eine wichtige Variable für die mögliche Objektivität von Forschungsergebnissen sein. In strategischer Hinsicht ist dieser Ansatz weniger überzeugend, weil er ohnehin nur die erreicht, die bereits von der größeren Angemessenheit feministischer Behauptungen ausgehen. Im naturwissenschaftlichen Bereich dürfte er besonders unplausibel wirken.

Zwei weitere Fragen ergeben sich, wenn man das Standpunkt-Denken vor seinem eigenen Hintergrund betrachtet. Kann es überhaupt *einen* oder *den* feministischen Standpunkt geben, wenn die gesellschaftliche Erfahrung der Frauen (oder Feministinnen) je nach Rasse, Klasse und Kultur verschieden sich darstellt? Sind nicht die Standpunkte abhängig davon, ob eine Frau schwarz oder weiß ist, der Arbeiterklasse oder dem Bürgertum angehört, aus Amerika oder Nigeria kommt?

Erwägungen dieser Art führen bereits zum postmodernistischen Skeptizismus: »Vielleicht besitzt 'die Realität' nur in der fälschlicherweise universalisierenden Perspektive des Herren 'eine' Struktur. Das heißt, nur in dem Maße, in dem eine Person oder Gruppe das Ganze beherrscht, scheint 'die Realität' einer bestimmten regulativen Ordnung zu gehorchen oder durch ein privilegiertes System gesellschaftlicher Beziehungen konstituiert zu werden.«¹⁵ Ist das feministische Standpunktdenken noch zu stark der geschichtlich verheerenden Allianz von Macht und Erkenntnis verpflichtet, die für die Epoche der Moderne so charakteristisch ist? Wurzelte es zu fest in einer Politik, deren Problem in der Konstruktion substantialisierter Identitäten lag?

Bevor ich mich dem feministischen Postmodernismus — der Quelle dieser eben angeführten Kritik — zuwende, möchte ich hervorheben, daß sowohl der empiristische als auch der standpunktbezogene Ansatz offensichtlich behaupten, Wertfreiheit könne nichts zur Vermehrung wissenschaftlicher Objektivität beitragen; diese entspringe vielmehr der Verpflichtung auf antiautoritäre, partizipatorische, emanzipatorische und anti-elitäre Werte und Projekte. Darüber hinaus sollte die Leserschaft der Versuchung entgehen, feministische Behauptungen relativistisch mißzuverstehen.

Feministische Forscherinnen gehen in keinem Falle davon aus, daß sexistische und antisexistische Behauptungen gleichermaßen plausibel wären. Man kann die Situation der Frauen auf primär biologische oder primär gesellschaftliche Faktoren zurückführen, man kann »das Menschliche« für identisch oder für nichtidentisch mit »dem Männlichen« halten, doch besitzen die jeweils entgegengesetzten Äußerungen nicht den gleichen Grad von Plausibilität. Die *Beweisführung* für feministische vs. nicht-feministische Behauptungen mag in einigen Fällen noch nicht abgeschlossen sein, und viele feministische Behauptungen, die heute als sicher gelten, werden zweifellos im Zuge weiterer Materialerschließung und der Konstruktion besserer Hypothesen und Begriffe fallengelassen werden. Es sollte auch gar kein Zweifel darüber bestehen, daß diese normalen Forschungsbedingungen für viele feministische Behauptungen völlig ausreichend sind. Doch sollte ein gewisser erkenntnistheoretischer Skeptizismus und die Anerkennung des hypothetischen Charakters aller wissenschaftlichen Behauptungen nicht mit Relativismus verwechselt werden. Unabhängig davon aber, ob Feministinnen eine relativistische Position vertreten oder nicht, ist in Anbetracht der einander widersprechenden Behauptungen schwer vorstellbar, wie ein kognitiver Relativismus auf kohärente Weise verteidigt werden könnte.

Der *feministische Postmodernismus* stellt die Grundannahmen des Empirismus und des Standpunkdenkens in Frage (wobei allerdings betont werden muß, daß auch Vertreterinnen der letztgenannten Richtungen vom Skeptizismus der Postmoderne nicht unberührt geblieben sind). Wenn Feministinnen von einem »tiefgehenden Skeptizismus hinsichtlich universeller (oder universalisierender) Behauptungen über die Existenz, das Wesen und die Kräfte von Vernunft, Fortschritt, Wissenschaft, Sprache und Subjekt/Identität« ausgehen, dann befinden sie sich in Übereinstimmung mit Denkern wie Nietzsche, Derrida, Foucault, Lacan, Rorty, Cavell, Feyerabend, Gadamer, Wittgenstein und Unger und beziehen sich auf intellektuelle Strömungen wie Semiotik, Dekonstruktion, Psychoanalyse, Strukturalismus, Archäologie/Genealogie der Humanwissenschaften und Nihilismus.¹⁶

Wenn dieser Ansatz eine fruchtbare Grundlage für wissenschaftliche Untersuchungen liefern soll, muß er die von der Moderne aufgespaltenen und partikularisierten Identitäten zusammenschließen: den schwarzen Feminismus, den sozialistischen Feminismus, die farbigen Frauen usw. Er muß in unseren widerständigen Bewegungen gegen die gefährliche Fiktion des substantialisierten, wesentlich-natürlichen »Menschen« (d. h. des »Mannes«) und gegen die aus dieser Fiktion entsprungene Verzerrung und Ausbeutung den gemeinsamen Nenner der Solidarität suchen. Er muß möglicherweise die erträumte Rückkehr zu einem Urzustand — die frühkindliche Phase, die klassenlose Gesellschaft, das vorgeschlechtliche »einheitliche« Gattungsbewußtsein — verwerfen, also all das, worauf standpunktorientierte Erkenntnistheorien sich berufen. Aus dieser Perspektive sind feministische Behauptungen nur insofern plausibler und verzerrungsärmer, als sie in einer solidarischen Haltung gründen, die diese partikularisierten Identitäten wie auch die von ihnen geschaffenen Politikformen miteinander verbindet.

Auch der feministische Postmodernismus ist nicht ohne innere Gegensätze. Auf welche Weise enthüllt er, wie die beiden anderen Erkenntnistheorien, die Inkohärenzen des Diskurses, der ihn hervorbrachte? Die Wissenschaft hat mit gesellschaftlichen Projekten rassistischer, sexistischer, imperialistischer und klassenhierarchischer Prägung weitgehende Bündnisse geschlossen. Können wir uns angesichts dessen den Verzicht auf die »eine, wahre, feministische Geschichte der Wirklichkeit« leisten?

Wie sich zeigt, weisen die erkenntnistheoretischen Diskurse des Feminismus im Verhältnis zueinander Widersprüche auf, und jeder ist auf seine Art problematisch. Jedoch haben diese Widersprüche und

Probleme ihren Ursprung nicht in den Diskursen selbst, sondern reflektieren die Orientierungslosigkeit, von der die Erkenntnis- und Wissenschaftstheorien des *mainstream* seit Mitte der sechziger Jahre geprägt sind. Ebenso reflektieren sie die sich verschiebenden Konstellationen von Geschlecht, Rasse und Klasse, d. h. sowohl die analytischen Kategorien als auch die gelebte Wirklichkeit. Neue soziale Gruppen — wie etwa Feministinnen, die die Kluft zwischen ihrer gesellschaftlichen Erfahrung und den zur Verfügung stehenden Theorien zu überbrücken suchen — werden weit eher die Unterdrückung von Erkenntnis monieren als solche Gruppen, deren Erfahrung überkommenen Begriffsschemata besser angepaßt ist. Der Feminismus greift deshalb in diese Auseinandersetzungen ein, weil er entscheidend dazu beitragen kann, das Wesen und die Implikationen widersprüchlicher Tendenzen im intellektuellen und gesellschaftlichen Leben der Gegenwart aufzuheben.

Die verschiedenen Ansätze feministischer Wissenschaftskritik haben eine stattliche Reihe begrifflicher Probleme zum Vorschein gebracht, die unsere kulturelle Identität einer demokratischen und sozial fortschrittlichen Gesellschaft ebenso grundlegend in Frage stellen wie unsere persönliche Identität, die wir an der individuellen Ausdifferenzierung des Geschlechts festmachen. Ich möchte diese erhellenden Studien hier nicht mit Kritik überhäufen, indem ich etwa unterstelle, sie seien nicht wirklich feministisch oder hätten unser Wissen nicht bereichert. Vielmehr hat jeder Ansatz unsere Fähigkeit, das Ausmaß des Androzentrismus in der Wissenschaft zu begreifen, entscheidend vorangetrieben, und in ihrer Gesamtheit haben diese Untersuchungen es uns ermöglicht, neue Fragen über die Wissenschaft zu stellen.

Ein entscheidender Vorzug dieser kritischen Ansätze liegt darin, daß sie uns die gesellschaftlich schädlichen Inkohärenzen, die in allen nichtfeministischen Diskursen sich finden lassen, schnell vor Augen führen. Wenn man sie in der von uns beschriebenen Reihenfolge betrachtet, so führen sie uns von der Frauenfrage in der Wissenschaft zum radikaler sich stellenden Problem der Wissenschaft im Feminismus. Die ersten drei dieser kritischen Ansätze fragen vornehmlich danach, wie Frauen in der und durch die Wissenschaft ein höheres Maß an Gleichberechtigung zuteil werden kann. Demgegenüber geht es den beiden letzteren darum, wie und ob eine offensichtlich so tief in genuin männliche Projekte verstrickte Wissenschaft für emanzipatorische Ziele nutzbar gemacht werden könne. Jene Kritikerinnen, die die Frauenfrage in den Vordergrund stellen, begreifen das Unterfangen der Wissenschaft noch als reformierbar; jene aber, die vom Wissenschaftsproblem

ausgehen, fragen skeptisch, ob es hinsichtlich der Wissenschaft, ihrer zugrundeliegenden Erkenntnistheorie oder der dadurch legitimierten Praktiken überhaupt noch moralische und politische Werte gibt, die eingelöst oder reformiert werden könnten.

Zweites Kapitel

Geschlecht und Wissenschaft: Zwei problematische Begriffe

Wenn feministische Kritikerinnen versuchen, eine Theorie zu konstruieren, in der das soziale Geschlecht als analytische Kategorie für die Naturwissenschaftlichen Verwendung finden kann, stehen sie vor schwer überwindbaren Hindernissen. Der Grund dafür liegt nicht nur in ebenso vertrauten wie unangemessenen Vorstellungen darüber, was unter »Geschlecht« zu verstehen sei, sondern auch in bestimmten dogmatischen Auffassungen von Wissenschaft, mit denen selbst Feministinnen oftmals nicht kritisch genug verfahren.

Schwierigkeiten bei der Theoretisierung des Geschlechts

Die Notwendigkeit, den Begriff des sozialen Geschlechts theoretisch zu bearbeiten, ergab sich in Fächern wie der Anthropologie, der Geschichte und der Literaturwissenschaft erst, nachdem man die Schranken dreier anderer Projekte erkannt hatte. Das Projekt »Große Frauen« befaßte sich damit, den jeweiligen fachspezifischen Kanon mit den Stimmen bedeutender Frauen der Geschichte, Kunst, Literatur usw. anzureichern. Ihre Leistungen wurden aus einer nicht-sexistischen Perspektive neu bewertet. Ein weiteres Projekt könnte den Titel »Der Beitrag der Frauen zur Kulturentwicklung« tragen. Hier ging es um die Beteiligung von Frauen an Aktivitäten, die fachspezifisch bereits aufgearbeitet, als Themenbereiche insgesamt aber eher unterentwickelt und falsch beleuchtet geblieben waren: Kämpfe gegen Sklaverei und Alkoholmißbrauch, »Sammler«-Aktivitäten in den sogenannten Jägerkulturen, die Arbeit bedeutender literarischer Zirkel sind einige Beispiele für dieses Betätigungsfeld. Das Ziel bestand darin, ein weniger verzerrtes Bild des gesellschaftlichen Lebens zu zeichnen, und daraus ergab sich logischerweise die Forderung einer grundlegenden Revision bereits anerkannter Themenbereiche. Schließlich gab es noch das Projekt »Frauen als Opfer« (die »Viktimologie«), dessen Untersuchungen sich der verdrängten oder frauenfeindlich interpretierten Geschichte und gegenwärtigen Praxis von Vergewaltigung, sexuellem Mißbrauch, Prostitution, Inzest, Diskriminierung am Arbeitsplatz, Ausbeutung usw. annahm.

Nur indem sie auf diesen Gebieten gründliche Arbeit leisteten, erkannten feministische Wissenschaftlerinnen, daß diese Herangehensweisen letztlich unangemessen waren. Die Situation von Frauen, die es geschafft hatten, anerkannte Künstlerinnen zu werden oder eine bedeutsame Rolle in der Geschichte zu spielen, war *per definitionem*, verglichen mit der Lage der Frauen im allgemeinen, privilegiert. Ihr Leben bietet uns wenig Aufschluß über den Alltag der überwiegenden Mehrheit der Frauen, wie auch das Leben großer Männer kaum etwas über die Lebensumstände des »gemeinen Mannes« enthüllt. Des weitestgehend bewegte sich der Beitrag der Frauen zur traditionellen Geschichte und Kultur innerhalb der Grenzen dessen, was Männer aus ihrer Lebensperspektive heraus als Geschichte und Kultur definiert haben. Solche Analysen verschleiern eher, was die weibliche Aktivität in diesen männlich dominierten Feldern für Frauen wirklich bedeutete, und ebenso bleibt unklar, auf welche Weise das männliche Weltverständnis durch die tägliche Arbeit der Frauen geformt worden ist.¹ Und schließlich lassen die viktimologischen Studien den vielfältigen Kampf der Frauen gegen Misogynie und Ausbeutung oftmals unberücksichtigt. Frauen haben, wenn auch nicht unter selbstgeschaffenen Bedingungen, auf aktive Weise ihr Schicksal in die eigenen Hände genommen, und wir müssen die Formen und Inhalte ihrer Kämpfe verstehen lernen. Diese drei Projekte haben wertvolle Einsichten in Bereiche geliefert, die von der traditionellen Forschung übergangen werden. Doch waren ihre Beschränkungen so offenkundig, daß Feministinnen die Notwendigkeit erkannten, »Geschlecht« als theoretische Kategorie und analytisches Werkzeug zu formulieren, mittels dessen Männern und Frauen in der geschlechtsspezifischen Teilung der gesellschaftlichen Erfahrung unterschiedliche Auffassungen hinsichtlich ihrer selbst, ihrer Handlungen und Überzeugungen und ihrer Umwelt zugeschrieben werden können.

In den Naturwissenschaften waren diese Projekte von eher geringem Nutzen. Von keiner anderen gesellschaftlichen Tätigkeit — den Fronteinsatz im Krieg vielleicht ausgenommen — sind Frauen systematischer ausgeschlossen worden als von naturwissenschaftlicher Forschung. Die unvermeidlichen Hinweise auf Marie Curie und (in jüngster Zeit) Barbara McClintock einmal beiseite gesetzt, ist es wenigen Frauen gelungen, zu ihren Lebzeiten als Wissenschaftlerinnen Bedeutung zu erlangen. Eine Vielzahl historischer, soziologischer und psychologischer Studien bietet Erklärungen dafür an, doch die Tatsache bleibt, daß es nur wenigen »großen Frauen« vergönnt war, die Ruhmesblätter der Wissenschaft mit ihrer Handschrift zu versehen. Studien über den

von Frauen geleisteten Beitrag zur Wissenschaft haben sich als fruchtbarer erwiesen, unterliegen insgesamt jedoch den gleichen Einschränkungen.² Der in allen fünf wissenschaftskritischen Projekten berücksichtigte Gesichtspunkt des Opferstatus von Frauen war vor allem deshalb wertvoll, weil er den Mythos zerstörte, daß die Wissenschaft, die wir gehabt haben, tatsächlich mit jener identisch sei, von der es zu Beginn des modernen Zeitalters heißen konnte, sie sei eine »Wissenschaft für das Volk« (Galilei).

Die Tatsache, daß diese in den Human- und Sozialwissenschaften so nützlichen Ansätze in den Naturwissenschaften nur begrenzte Verwendungsmöglichkeiten gefunden haben, mußte den Wissenschaftskritikerinnen die Einsicht in die Notwendigkeit der angemesseneren Theoretisierung des sozialen Geschlechts als einer analytischen Kategorie versperren. Allerdings gibt es eine wichtige Ausnahme: In der Biologie haben kritische Ansätze zu weiter entwickelten und genaueren Einsichten in die Seins- und Verhaltensweisen von Frauen geführt (vgl. dazu Kapitel 4). Hier entsprang das Bedürfnis, den Geschlechtsbegriff als analytische Kategorie theoretisch zu entwickeln, zum einen aus der Beobachtung, daß Männer über Reproduktion und Reproduktionstechnologien signifikant anders denken als Frauen, zum zweiten aus der Frage, ob nicht die biologische Differenz als solche für Männer ein Gegenstand größeren Interesses ist als für Frauen, zum dritten aus der Hypothese, die Ausrichtung der wissenschaftlichen Methode auf (biologische) Differenzen liege im Androzentrismus, der solchen Problemstellungen innewohne, und zum vierten aus der Behauptung, die biologisch, anthropologisch und psychologisch orientierte Beschäftigung mit interaktiven Beziehungen zwischen Organismen, und zwischen Organismen und ihrer Umwelt könnte eine spezifisch weibliche Art und Weise der begrifflichen Erfassung sehr abstrakter Beziehungen widerspiegeln.³

Aber die Biologie ist innerhalb der feministischen Wissenschaftskritik nur ein Bezugspunkt unter anderen. Im allgemeinen herrscht bei vielen feministischen Kritikerinnen der Naturwissenschaft immer noch Unklarheit darüber, in welchen Bereichen die Entwicklung des sozialen Geschlechts als einer analytischen Kategorie notwendig wäre und welche Richtung eine solche Theoretisierung einschlagen müßte, während die meisten nichtfeministischen Wissenschaftler ausschließlich der Historiker, Soziologen und Wissenschaftstheoretiker einem derartigen Ansinnen mit totalem Unverständnis begegnen. Immerhin können zumindest einige Kritikerinnen ihren sozial- und literaturwissenschaftlichen Hintergrund nutzen, um zu einem durch Kategorien des sozialen

Geschlechts bestimmten Verständnis der Naturwissenschaft zu gelangen. Die Methoden der Psychoanalyse, der Geschichtswissenschaft, der Soziologie, der Anthropologie, der Literaturwissenschaft und der politischen Theorie haben wertvolle Einsichten zu Tage gefördert; doch die naturwissenschaftliche Ausbildung (eingeschlossen die wissenschaftsphilosophische) steht diesen auf die sozialen Verhältnisse zielenden Erkenntnismethoden völlig ablehnend gegenüber, und die Geschlechtertheorie zielt auf die sozialen Verhältnisse. Es ist bezeichnend, daß weder Naturwissenschaftler noch Wissenschaftstheoretiker dazu angehalten werden, sich mit Psychoanalyse, Literaturwissenschaft oder jenen kritischen Interpretationsansätzen zu beschäftigen, die in Geschichtswissenschaft und Anthropologie den Status von Erkenntnismethoden besitzen. Kein Wunder, daß es schwierig für uns war, die Auswirkungen der symbolischen, strukturellen und individuellen Bedeutungen des sozialen Geschlechts auf die Naturwissenschaften theoretisch zu verarbeiten.

In den Sozialwissenschaften gelang die Einführung des sozialen Geschlechts als theoretische Kategorie am leichtesten in jenen Forschungsbereichen, die von einer starken *kritischen* Tradition interpretativer Methoden geprägt sind. (»Kritisch« nenne ich sie, um die *Theorie* menschlichen Denkens und Handelns von jenen eher unreflektierten Interpretationen und Rationalisierungen abzugrenzen, die wir alle in der alltäglichen Erklärung unserer Handlungen und Vorstellungen uns selbst und anderen gegenüber verwenden.) Diese Traditionen gehen von der Hypothese aus, daß Menschen manchmal irrational denken und handeln, und dadurch ihre bewußten Ziele und/oder unbewußten Interessen unterlaufen. Die Ursachen dafür liegen in den widersprüchlichen gesellschaftlichen Bedingungen, in den Pattsituationen innerhalb derer Menschen Handlungen ausführen und Überzeugungen sich aneignen müssen. Marx und Freud — um nur zwei Beispiele zu nennen — haben sich um die theoretische Aufhellung der gesellschaftlichen Bedingungen bemüht, die zu irrationalen Denk- und Handlungsmustern führen. Ihre methodologischen Vorschläge haben sich auf viele Bereiche der sozialwissenschaftlichen Forschung im Sinne kritisch-interpretativer Ansätze ausgewirkt. Es spielt dabei keine Rolle, ob die daraus entstandenen Richtungen und Schulen sich selbst als marxistisch oder freudianisch verstehen oder sich mit den Gesellschaftsphänomenen auseinandersetzen, die für Marx und Freud von Interesse gewesen sind. Diese Forschungsrichtungen halten es für legitim — und oftmals gar für unerläßlich —, die gesellschaftlichen Ursprünge von Begriffssystemen und Verhaltensmustern zu reflektieren

und diese Reflexion auf den Forscher selbst auszuweiten, mithin zu fragen, durch welche vorgegebenen Muster seine eigenen Annahmen und Aktivitäten geprägt sind. Hier gibt es nicht nur den begrifflichen Raum, sondern gewissermaßen auch die moralische Erlaubnis, die vergeschlechtlichten Aspekte von Begriffssystemen und die Umstände, unter denen Denkweisen sich bilden, zu reflektieren. Im Gegensatz dazu haben sich sozialwissenschaftliche Forschungsprogramme, die von Restbeständen einer empiristisch-positivistischen Wissenschaftstheorie beherrscht waren, gegen eine Übernahme des sozialen Geschlechts als theoretischer Kategorie gesperrt.⁴ Sie waren bestenfalls dazu bereit, den Geschlechtsbegriff als eine weitere Variable zu akzeptieren, die innerhalb ihres Themenbereiches analysiert werden konnte. Doch galt sie in diesem Falle lediglich als eine Individuen und ihrem Verhalten zukommende Eigenschaft, die mit Gesellschaftsstrukturen und Begriffssystemen nichts zu tun hatte.

Der Ursprung dieser durch und durch empiristischen und positivistischen Philosophie liegt in den physikalischen Wissenschaften. Ihre nicht auf Gesellschaft bezogene Thematik und der paradigmatische Status ihrer methodischen Verfahrensweisen schienen die kritische Reflexion über den Einfluß gesellschaftlicher Determinanten auf ihre Begriffsbildung von vornherein auszuschließen, und die vorherrschende Lehrmeinung geht ohne Zweifel davon aus, daß die Stärke der modernen Wissenschaft in einer solchen Ausschließung liegt. Die moderne Physik und Chemie, so heißt es, hätten jene anthropomorphisierenden Charakterzüge beseitigt, von denen nicht nur die mittelalterliche Wissenschaft, sondern auch die Denkweisen der Kinder und der »primitiven« Kulturen geprägt seien — von den Sozial- und Humanwissenschaften ganz zu schweigen. Und weil die gesellschaftliche Fortschrittlichkeit, der »Positivismus« der modernen Wissenschaft ganz und gar auf ihrer Methode beruht, gibt es natürlich gar keine Notwendigkeit, in der Physik, der Chemie oder der Biologie kritische Theoretiker und Theoretikerinnen auszubilden. Folglich ermuntern weder Ausbildung noch Wissenschaftsethos zur Entwicklung oder Aneignung jener kritischen Fähigkeiten und Interpretationsmethoden, die sich in den Sozialwissenschaften als so fruchtbar erwiesen haben.

Jedoch sind Wissenschaftsgeschichte, -soziologie und -theorie selbst keine Naturwissenschaften. Ihre Themenbereiche liegen in den gesellschaftlichen Denk- und Praxisformen, die sich in der Wissenschaftstheorie auf Ideen und Vorstellungen beziehen, während sie in Wissenschaftssoziologie und -geschichte materieller Provenienz sind. Aber ob es nun um Ideen oder Wirklichkeiten geht — die gesellschaftlichen

die Wissenschaftler benutzen, um ihre Vorhaben Sponsoren oder Wissenschaftskritikern gegenüber plausibel zu machen.

In den Gesellschaftswissenschaften ist dieser Ansatz vertraut, der in seiner hermeneutischen und intentionalistischen Orientierung die kritische Untersuchung jener kausal-historischen Einflüsse auf das Wissenschaftswachstum vermeidet, die außerhalb des intellektuellen, moralischen und politischen Bewußtseins der Wissenschaftsadepten zu finden sind.⁶ Thomas Kuhns alternative Geschichtsschreibung hat eine ganze Industrie von gesellschaftlich orientierten Studien zur Wissenschaftsgeschichte ins Leben gerufen, anhand derer das mystifikatorische Element solcher »rationalen Rekonstruktionen« deutlich wird.⁷ Aber die traditionelle Wissenschaft verharrt gegenüber dieser kritischen Ursachenforschung ebenso in ihrer Kampfposition wie die große Anhängerschaft des traditionellen Wissenschaftsbildes. Aus dieser Perspektive mag der von mir vorgeschlagene Ansatz als ein Naturalismus verstanden werden, der in seiner Gründlichkeit selbst für Anhänger der Wissenschaft schwerlich akzeptabel erscheinen dürfte: Ich habe mir vorgenommen, jene kausalen Tendenzen im sozialen Leben aufzuweisen, die in allen Aspekten des Unternehmens »Wissenschaft« Spuren geschlechterorientierter Projekte hinterlassen.

Ist es ironisch zu verstehen, daß die uns als Paradigma kritischer rationalen Denkens präsentierte Naturwissenschaft gerade jene Reflexion über ihr eigenes Wesen und ihre eigenen Unternehmungen im Keim zu ersticken sucht, deren Anwendung auf andere gesellschaftliche Praxen sie beharrlich einfordert? Dies mag verneint werden, wenn wir das, was die Wissenschaft über sich selbst erzählt, als eine Art Ursprungsmythos verstehen. Das Selbstportrait der Wissenschaft ist eine mythische Erzählung darüber, welche Art von Leuten »zu uns« gehört und welches Schicksal Natur und wissenschaftliche Rationalität für uns bereithalten. Aus der Anthropologie wissen wir, daß Ursprungsmythen häufig genau gegen die Kategorien verstoßen, die sie hervorbringen. So schreiben etwa andere Kulturen ihre Entstehung dem Inzest, der Sodomie, dem Kannibalismus oder der sexuellen Vereinigung von Göttern und Sterblichen zu, d.h. Handlungen, die in diesen Kulturen selbst natürlich dem Verbot unterliegen. Der Ursprungsmythos unserer wissenschaftlichen Kultur erzählt uns, daß wir (zumindest teilweise) durch jene kritische Reflexion über das Verhältnis von mittelalterlicher Forschung und Gesellschaft entstanden sind, die in unserer wissenschaftlichen Kultur dem Denktabu verfällt. Das aber ist eine magische, wenn nicht gar religiöse oder mystische Vorstellung von der idealen Suche nach Erkenntnis, die die Selbstanwendung der

Denk- und Praxisformen sind der Gegenstand dieser Fächer. Hier, so könnte man denken, wären die kritisch-interpretativen Theorien und Fähigkeiten gefragt, um zu begreifen, auf welche Weise die Gesetzmäßigkeiten der Natur und die ihnen zugrundeliegenden Kausalitäten wissenschaftlich erklärt werden können und sollten. Die Wissenschaftssoziologie vertritt diesen Ansatz, doch war sie stets so mit dem beschränkt, was wir die »Soziologie des Irrtums« und die »Soziologie der Wissenden« nennen können, daß sie ihren Anspruch, eine Soziologie des Wissens zu sein, darüber vergaß.⁵ Abgesehen davon ist auch diese Richtung immer eine Bastion des Androzentrismus gewesen. Gleichviel muß ihr Einfluß auf die Reflexion über Naturwissenschaft in der Wissenschaftstheorie oder den Naturwissenschaften selbst erst noch erfahrbar gemacht werden. Die Wissenschaftssoziologie hat gerade erst damit begonnen, sich Wege in die traditionelle Soziologie und Geschichte der Wissenschaft zu bahnen. Philosophie, Soziologie und Geschichte der Naturwissenschaften sind von empiristischen Philosophieströmungen beherrscht worden, die allen Theorien über die gesellschaftliche Herausbildung von Denksystemen ablehnend gegenüberstanden. Doch nur solche Theorien könnten den Geschlechtsbegriff als Bestandteil wissenschaftlicher Denkschemata, als Organisationsform der gesellschaftlichen Arbeit von Wissenschaft oder als Aspekt der individuellen Identität von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen herausarbeiten.

Aus diesen Gründen steht die feministische Kritik der Naturwissenschaften bei ihrem Versuch, das soziale Geschlecht als theoretische Kategorie einzuführen, vor noch größeren fachspezifischen Hindernissen als in Sozialwissenschaft, Literaturwissenschaft und Kunst. Woher rühren diese Schwierigkeiten? Offenichtlich haben die Anhänger der Naturwissenschaft recht ungewöhnliche Vorstellungen von der Art und Weise, Geschichte und Praxisformen der Wissenschaft angemessen zu begreifen. Es wird nämlich behauptet, diese Art gesellschaftlicher Aktivität müsse ausnahmsweise und ausnahmslos im Hinblick auf das Selbst-Verständnis interpretiert werden, das die wissenschaftlich Tätigen von ihrer eigenen Praxis haben — und das heißt nichts anderes, als die naive und unkritische Selbstinterpretation wissenschaftlichen Denkens und Handelns zum Maßstab zu machen. Anders ausgedrückt: Wissenschaftler berichten von ihren Aktivitäten, und Wissenschaftshistoriker und -theoretiker interpretieren diese Berichterstattung, so daß wir das Wachstum wissenschaftlicher Erkenntnis »rational« erfassen können. Diese Rationalität unterscheidet sich aber in moralischer, politischer und erkenntnistheoretischer Hinsicht nicht von derjenigen,

von ihr vorgeschriebenen kategorialen Bestimmungen und Verfahrensweisen ausschließt. Sie empfiehlt uns, alles durch die kausale Analyse und die kritische Betrachtung tradierter Überzeugungen zu begreifen — alles außer der Wissenschaft selbst.

Die Dogmen des Empirismus

Für die feministische Wissenschaftskritik sind empiristische Konzeptionen der Wissenschaft ein ernsthaftes Hindernis, vor allem dann, wenn die Wissenschaft selbst empiristisch orientiert ist. Ich denke, wir sollten diese mystifizierenden Annahmen als Reflexionen und Ergänzungen der — Philosophen wohlbekannten — »Dogmen des Empirismus« betrachten.

In den fünfziger Jahren benannte der Wissenschaftstheoretiker Willard Van Orman Quine zwei Dogmen des Empirismus, von denen er meinte, daß sie aufgegeben werden sollten. »Der moderne Empirismus ist zum großen Teil durch zwei Dogmen bedingt worden. Das eine besteht in der Annahme einer unüberbrückbaren Kluft zwischen *analytischen* Wahrheiten, die auf tatsachenunabhängigen Bedeutungen beruhen und *synthetischen* Wahrheiten, die auf Tatsachen beruhen. Das andere Dogma ist der *Reduktionismus*, d.h. die Annahme, jede sinnvolle Aussage sei einem logischen Konstrukt äquivalent, das auf Termen beruht, die sich auf unmittelbare Erfahrung beziehen.«⁸ Quines Argument war, daß beide Dogmen schlecht begründet seien und daß mit ihrem Fall auch die vermeintlich gesicherte Unterscheidung zwischen Naturwissenschaft und spekulativer Metaphysik relativiert würde. Zudem würden wir erkennen, daß für die Beurteilung der Angemessenheit wissenschaftlicher Behauptungen pragmatische Maßstäbe am geeignetsten seien.

Seither haben Wissenschaftshistoriker und -soziologen wie auch Philosophen Quines Verwerfung dieser Dogmen unterstützt. Untersuchungen zur gesellschaftlichen Konstruktion dessen, was für uns — innerhalb und außerhalb der Wissenschaftsgeschichte — als »wirklich« gilt, lassen den Glauben an wertfreie Beschreibungen unmittelbarer Erfahrung, auf die unsere Erkenntnisbehauptungen »reduzierbar« oder denen sie zumindest äquivalent wären, als höchst unplausibel erscheinen. Darüber hinaus besteht heutzutage weitgehende Übereinstimmung hinsichtlich Quines erster Behauptung, daß wir, wenn der epistemologische Einschnitt sich vollzieht, niemals sicher sein können, ob wir dem Druck unserer Sprache oder dem unserer Erfahrung

nachgeben. Tatsachen können von ihren Bedeutungen nicht abgelöst werden und infolgedessen gibt es der Art nach letztlich keinen Unterschied zwischen der Prüfung der logischen und der empirischen Angemessenheit einer Behauptung oder eines Arguments. In beiden Fällen können wir nur auf die (gesellschaftliche) Erfahrung zurückgreifen, die in (kulturell geformter) Sprache ihren Ausdruck findet. (Mit den durch Sprache und Erfahrung vermittelten gesellschaftlichen Veränderungen hat sich Quine nicht befäßt.) Quine empfahl, die traditionellen philosophischen Fragestellungen durch pragmatische und behavioristische zu ersetzen, damit an die Stelle der (in seinen Augen) überholten Philosophie eine (in seinen Augen) wissenschaftliche Problematik treten könne. Wir können die pragmatischen Tendenzen seines Denkens akzeptieren, ohne seinem Behaviorismus zustimmen zu müssen. Seinen Plan, die Philosophie durch das zu ersetzen, was vielen Theoretikern als eine immer noch viel zu reduktionistische und empiristische Sozialwissenschaft erscheint, brauchen wir nicht zu übernehmen.

Die philosophischen Fragestellungen, mit denen Quine sich auseinandersetzte, dienten in ihrer zeitgenössischen Form dazu, die Entstehung der modernen Wissenschaft zu erklären;⁹ Philosophen und Wissenschaftler erwiesen den von Quine angegriffenen Dogmen erklärermaßen ihre Reverenz. Doch wird am Widerstand der Naturwissenschaften gegen feministische Kritik wie auch an den theoretischen und politischen Widersprüchen innerhalb dieser Kritik selbst eines deutlich: die empiristischen Dogmen (von denen es im übrigen mehr als nur zwei gibt) bestimmen weiterhin das Bild, das sich die Gelehrten wie auch die Allgemeinheit von der Wissenschaft machen.

An dieser Stelle möchte ich im Zusammenhang mit den von Quine kritisierten Annahmen eine Reihe von Reflexionen und Ergänzungen diskutieren, die unserer Fähigkeit, auch die Wissenschaft als eine ganz und gar gesellschaftliche Praxisform zu verstehen, begriffliche Hindernisse in den Weg legen. Ich denke, daß diese Art von überzogenem Empirismus immer noch die meisten feministischen Ansätze zur Wissenschaftskritik heimsucht und einer angemessenen Theoretisierung des sozialen Geschlechts im Wege steht. Darüber hinaus ist es der Glaube an diese Dogmen, der Wissenschaftler und traditionell ausgerichtete Wissenschaftstheoretiker und -historiker dazu veranlaßt, selbst die Idee einer feministischen Wissenschaftskritik abzulehnen.

zwischen der gesellschaftlichen Erfahrung ihrer Erzeugerinnen und Erzeuger und den von ihrer Forschung bevorzugten kognitiven Strukturen bestehen.

Wie ich weiter oben bereits unter Verwendung einer behavioristischen Metapher sagte, funktioniert die Wissenschaft in erster Linie wie eine *black box*: wie immer die moralisch-politischen Werte und Interessen beschaffen sein mögen, die für die Auswahl von Problemstellungen, Theorien, Methoden und Interpretationen von Forschungsergebnissen verantwortlich sind, am anderen Ende der Forschung tauchen sie in Form des moralisch-politischen Universums, das die Wissenschaft als natürlich entwirft und somit auch legitimiert, wieder auf. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die Wissenschaft nicht von der sprichwörtlich gewordenen Beschreibung von Computern: »junk in, junk out.«⁵ Paradigmen eines rationalen Diskurses lassen sich am ehesten in moralischen und politischen Diskursen finden, nicht aber in der Wissenschaft, die von Moral und Politik nicht tangiert zu sein behauptet.

Wenn wir dergestalt von einem Vorrang moralischer und politischer vor wissenschaftlichen und erkenntnistheoretischen Theorien und Tätigkeiten ausgehen, dann weisen wir der Wissenschaft und der Erkenntnistheorie eine weniger wichtige, weniger zentrale Stellung zu, als es die Aufklärung getan hat. Auch hier leistet der Feminismus seinen eigenen, wichtigen Beitrag zur Postmoderne — er trägt in diesem Falle dazu bei, daß wir die erkenntnistheoretisch fixierte Philosophie (und, wie wir hinzufügen können, die wissenschaftsfixierte Rationalität) als eine drei Jahrhunderte währende Episode in der Geschichte des westlichen Denkens begreifen können.⁶

Als wir vor noch nicht einmal zwanzig Jahren in der neuen Frauenbewegung damit begannen, unsere Erfahrung theoretisch zu verarbeiten, wußten wir, daß unsere Aufgabe ebenso schwierig wie aufregend sein würde. Doch hätten wir uns wohl nicht einmal in unseren kühnsten Träumen vorstellen können, daß wir sowohl die Wissenschaft als auch das theoretische Denken würden neu erfinden müssen, um der gesellschaftlichen Erfahrung der Frauen ihren Sinn und ihre Bedeutung abzugewinnen.

Anmerkungen

Erstes Kapitel

- 1 Ich unterscheide sehr genau zwischen *sex* und *gender* (obwohl dies eine Dichotomie ist, die ich später problematisieren werde); dementsprechend benutze ich lieber den Ausdruck *gender roles* anstelle von *sex roles* etc. Ich behalte nur ein paar Termini wie etwa »Sexismus« bei, wo die Ersetzung von der eigentlichen Sache eher ablenken würde. Im übrigen benutze ich (außer in der wörtlichen Wiedergabe von Zitaten) *sex* nur dann, wenn tatsächlich biologische Geschlechtspunkte zur Debatte stehen. Dafür gibt es zwei Gründe. Erstens weist zwar der Feminismus seit Jahrzehnten (wo nicht Jahrhunderten) darauf hin, daß das »Wesen« und die Tätigkeiten von Männern und Frauen in erster Linie durch gesellschaftliche Verhältnisse und nicht durch unveränderbare biologische Determinanten geformt werden; dennoch sind viele Menschen außerhalb, dies zu begreifen, oder wollen sich einfach nicht auf die Implikationen dieser Tatsache einlassen. (Die Faszination, die im Augenblick von der Soziobiologie ausgeht, ist nur ein Indikator dieses Problems.) Zweitens üben die mit *sex* verbundenen Konnotationen auf ansounsten wohlmeinende Leute eine merkwürdige Anziehungskraft aus: die Rede von *sexual politics*, oder *the battle between the sexes* oder *male chauvinism* lassen die Fortsetzung von geschlechtsbedingten Auseinandersetzungen viel aufregender erscheinen, als es dem Feminismus lieb sein sollte.
- 2 Boch (1983). Vgl. auch Caulfield (1974); Davis (1971). (Die in den Anmerkungen wie vorstehend bezeichneten Werke sind in der Bibliographie vollständig aufgeführt. Zusätzliche Veröffentlichungen erscheinen mit genauen Angaben in den Anmerkungen.)
- 3 McLintosh (1983).
- 4 Marge Piercy, *Woman on the Edge of Time* (New York: Fawcett, 1981). Dt.: *Die Frau am Abgrund der Zeit* (München: Wilhelm Heyne, 1986); Anne McCaffrey, *The Ship Who Sang* (New York: Ballantine, 1976). Donna Haraway (1985) diskutiert die Möglichkeiten, die sich aus McCaffreys Antidualismus für die feministische Theoriebildung ergeben.
- 5 Vgl. z.B. Rosstter (1982b); Walsh (1977).
- 6 Vgl. Aldrich (1978).
- 7 Darauf weist Rosstter (1982b) hin.
- 8 Vgl. Tobach und Rosoff (1978; 1979; 1981; 1984); Brighton Women and Science Group (1980); Ehrenreich und English (1979); Rothschild (1983); Zimmerman (1983); Arditti, Duelli-Klein und Minden (1984).
- 9 Hierzu existiert eine äußerst umfangreiche Literatur. Beispiele für diese Kritik finden sich in Longino und Doell (1983); Hubbard, Henfin und Fried (1982); Gross und Averill (1983); Tobach und Rosoff (1978; 1979; 1981; 1984); Millman und Kanter (1975); Andersen (1983); Westkott (1979).
- 10 Gute Beispiele sind Keller (1984); Merchant (1980); Griffin (1978); Flax (1983); Jordanova (1980); Bloch und Bloch (1980); Harding (1980).
- 11 Innerhalb dieser textorientierten Kritik wird die Theorie der Objektbeziehungen hauptsächlich von Dinnerstein (1976); Chodorow (1978) und Flax (1983) vertreten. Vgl. auch Balbus (1982).
- 12 Vgl. Flax (1983); Rose (1983); Hartsock (1983b); Smith (1974; 1977; 1979; 1981); Harding (1983b); Fee (1981). Haraway (1985) schlägt für den Feminismus eine in mancher Hinsicht anders geardete Erkenntnistheorie vor.

- 13 Millman und Kanter (1975, vii).
- 14 Dieser standpunktorientierte Ansatz wird von Flax (1983), Rose (1983), Hartsock (1983b) und Smith (1974; 1977; 1979; 1981) entwickelt.
- 15 Flax (1986, 17). Postmodernistische Richtungen tauchen in allen standpunktorientierten Denkweisen auf. Innerhalb dieser Gruppe hat Flax auch die postmodernistischen Gesichtspunkte einer Erkenntnistheorie am deutlichsten formuliert.
- 16 Flax (1986, 3). Die Liste der hauptsächlichsten Vertreter und Bewegungen postmodernen Denkens stammt von ihr. Zur Diskussion postmodernistischer Aspekte des Feminismus vgl. Haraway (1985), Marks und de Courtivron (1980) und Sigus (1981).

Zweites Kapitel

- 1 Vgl. etwa Smith (1974; 1977; 1979; 1981); Kelly-Gadol (1976); Gilligan (1972).
- 2 Vgl. etwa Rossiter (1982b); Walsh (1977).
- 3 Allerdings werfen diese Vorschläge ebenso viele Fragen auf, wie sie beantworten. Führt nicht, um ein Beispiel zu nennen, diese Herangehensweise dazu, das Weibliche zu universalisieren und damit problematischen Tendenzen im Feminismus Vorschub zu leisten, die eine auf Identität statt Solidarität gerichtete Politik (und Erkenntnistheorie) anstreben? Und sind nicht Modelle der Interaktion die offensichtlichste Alternative zu den hierarchischen Modellen der darwinistischen Lehre? Das heißt, sind es nicht in der Logik der Theorieentwicklung liegende Gründe, die zu diesem Zeitpunkt in der Geschichte der biologischen Wissenschaften die Ausbildung interaktiver Modelle als fruchtbar erscheinen lassen? Und reflektiert nicht der Wunsch, hierarchische durch interaktive Modelle zu ersetzen, politische Realitäten, die in dieser Epoche der Weltgeschichte weithin anerkannt sind, statt daß er nur Charakterzüge des Weiblichen widerspiegelt? Wir werden diese Fragen weiter unten erneut aufgreifen.
- 4 Vgl. Stacey und Thorne (1986), wo eine ganze Reihe dieser Probleme im Hinblick auf die Soziologie behandelt wird. Pauline Bart hat (in einem Gespräch) auch darauf hingewiesen, daß wir, wenn wir über die je unterschiedliche Intensität des Widerstands gegen feministische Einsichten in verschiedenen Disziplinen spekulieren, das je unterschiedliche Maß an persönlicher und politischer Bedrohung nicht unterschätzen sollten, dem die leitenden — in erster Linie männlichen — Persönlichkeiten in diesen Disziplinen ausgesetzt sind, wenn es zum Beispiel um soziologische Analysen zeitgenössischer und räumlich nahegelegener Kulturen im Vergleich zu historischen oder anthropologischen Analysen von uns zeitlich oder räumlich entfernteren Kulturen geht. Das würde mein Argument stützen, daß die feministische Kritik der Naturwissenschaften noch größeren Anfeindungen ausgesetzt ist, als dies in anderen Bereichen der Fall ist; in unserer Kultur ist wissenschaftliche Rationalität direkt mit der Aufrechterhaltung von Männlichkeit verknüpft.
- 5 Zur Kritik an der Soziologie des Irrtums und der Soziologie der Wissenden vgl. Bloor (1977).
- 6 Zur Diskussion der Stärken und Schwächen intentionalistischer Interpretationen der Sozialforschung vgl. Fay und Moon (1977).
- 7 Kulán (1970).
- 8 Quine (1953, 20).

- 9 Vgl. Rorty (1979).
- 10 Popper (1959; 1972); vgl. auch Harding (1976).
- 11 Popper (1959; 1972).
- 12 Zu den Ansichten der Philosophie des *mainstream* über die Unterschiede zwischen den physikalischen und den Sozialwissenschaften vgl. Fay und Moon (1977).
- 13 Weiter unten (vor allem im neunten Kapitel) untersuche ich die Verwendung von androzentrischen Metaphern, Modellen und Analogien in der Geschichte der westlichen Wissenschaft und zeige die unangemessene Darstellung, die dem Wesen und der Funktion dieser Denkfiguren in der Wissenschaftstheorie zuteil geworden ist.
- 14 Vgl. dazu die Darstellungen von Kline (1980) und Bloor (1977). Für Kline gehören Andrzej Mostowski, Hermann Weyl, Haskell B. Curry, John von Neumann, Bertrand Russell, Kurt Gödel und W.V.O. Quine zu jenen herausragenden Mathematikern und Logikern, die eine pragmatische Sichtweise mathematischer Wahrheit vertreten haben.
- 15 Zur Diskussion dieser Beispiele vgl. Bloor (1977).
- 16 Bloor (1977, 127). Frances Hancels Bemerkungen haben diese Diskussion bereichert.
- 17 Hintikka und Hintikka (1983). Ein anderes mit logischen Strukturen vermachtes Problem wurde von Janice Moulton entdeckt. Vgl. Moulton: »The Myth of the Neutral 'Man'«, in *Feminism and Philosophy*, hg. von M. Vetterling-Bruggin u.a. (Iolowa, N.J.: Limestone Press, 1977). Sie wies darauf hin, daß in einem englischen Standardbeispiel für einen gültigen Syllogismus — »All men are mortal, Socrates is a man, therefore, Socrates is mortal« — der Terminus *man* de facto in zweiter Bedeutung verwendet wird, die in der ersten Prämissen gattungszugehörig, in der zweiten geschlechtsspezifisch ist. Von daher ist die allgemein übliche englische Interpretation dieses Syllogismus, *die seit Jahrhunderten in jedem Text über Logik verwendet wird*, ungültig. Der Schlüssel zu der Tatsache, daß in diesem Syllogismus unerlaubter Weise vier, statt drei Termini verwendet werden, liegt darin, daß man für »Socrates« keinen x-beliebigen menschlichen Namen einsetzen kann. So wird zum Beispiel der Syllogismus inkongruent, wenn die zweite Prämisse »Cleopatra is a man« lauten würde. (Der Syllogismus wäre natürlich gültig, wenn *man* in der ersten Prämisse im geschlechtsspezifischen Sinne gebraucht würde, doch ist das keine genaue Übersetzung des griechischen Originals, und trifft auch nicht das, was die Logiker intendiert haben.) Welche anderen androzentrischen und von daher unerlaubten Interpretationen logischer Formen lauern noch in logischen Texten? Es kann nicht erstaunen, daß viele *female man* den Nutzen von Logikkursen nur mit größtem Widerstreben einzusehen vermöchten! — (A.d.U.: Für die deutsche Logikdiskussion ist dies Beispiel aufgrund der Möglichkeit, »Mensch« und »Mann« semantisch zu unterscheiden, unbrauchbar. Vergleichbare logisch-semantische Probleme ergäben sich allerdings, wenn man den berühmten Vers von Friedrich Schiller »Alle Menschen werden Brüder« zur Prämisse eines logischen Schlusses mache. Würde die zweite Prämisse dann lauten: »Cleopatra und Sokrates sind Menschen«, gäbe es mit der Schlußfolgerung erhebliche Probleme generat/logischer Art.)
- 18 de Beauvoir (1953).
- 19 Dieser Ausdruck stammt von Dorothy Smith (1977); allerdings liegt der hier gemachte Vorschlag vielleicht auf einer etwas anderen Argumentationslinie.
- 20 Vgl. etwa Hartsock (1983b).